Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Zusammenfassung der Belehrungen über die Gottesliebe und Anleitung zur praktischen Uebung derselben.

Die echte und rechte Gottesliebe ist keineswegs nur eine untätige, schwärmerische und sentimentale Gefühlsregung. Sie ist, wie der Apostel sagt: „Das Band aller Vollkommenheit." (Col. 3.) Sie ist, wie wir sahen, eine aufwärtssteigende Folge von Bewegungen des Willens, die auf niederer Stufe anfangend, die Seele aufwärts führen bis zu den höchsten Stufen der vollkommenen Liebe.

Zu einem Akt der vollkommenen Liebe zu gelangen, ist nicht gerade leicht und ist nicht das Werk eines Augenblickes, es sei denn, daß man darin sich schon lange geübt und große Fertigkeit darin erlangt hätte. Am besten gelangt man stufenweise dazu auf jener Stufenleiter, die wir dargeboten haben. Wie man auf einer Treppe oder Leiter die untern Stufen nicht überschlägt und die Ordnung der Stufenfolge einhält, um zu den höheren und der höchsten zu gelangen, so bedient man sich am besten auch in der Gottesliebe zunächst der niedern Stufen, um emporzusteigen.

Bei der Erwägung der Wohltaten Gottes, womit man den Anfang machen kann, kommt das warme Gefühl des Dankes leicht zustande. Es erhebt uns zu dem Wohltäter, der unsichtbar und, ohne davon Nutzen zu haben, uns soviel Gutes erwies. Die großen Wohltaten im Werk der Schöpfung: Leben, Gesundheit, die Güter der Natur, dann die Wohltaten der Erlösung: Gnade, Freundschaft, ja Kindschaft Gottes, die Vorzüge in der Ausrüstung und Bestimmung unserer Seele, alles das, und noch vieles mehr, zeigt uns den huldvollen Willen Gottes. Der Gedanke an das Wohlwollen, das sich darin gezeigt hat und zeigt, bildet die letzte Stufe von der unvollkommenen, aber soweit der Glaube diese Gedanken eingibt, schon übernatürlichen Liebe. Er wird zur untersten Stufe der vollkommenen Liebe, wenn wir davon absehen, daß Gott uns gut war und ist, sondern mehr daran denken, daß er in sich so gut ist. Wir fangen da an, ihn um seiner göttlichen Liebe willen wieder zu lieben.

Wir treten nun leicht an der Hand des Glaubens, der uns über Gottes unendliche Vollkommenheit, seine herrlichen Eigenschaften belehrt, auf die Stufe des Wohlgefallens, an welches sich naturgemäß das Wohlwollen anschließt. Wir können uns jetzt dazu leicht erschwingen, daß wir Gott, einem so erhabenen und uns doch so nahestehenden Wesen, sein Glück gönnen, das er in sich findet, daß wir ihm alles Gute wünschen, daß wir uns an seiner Herrlichkeit und Verherrlichung erfreuen und können über den Mangel daran uns betrüben. Das ist schon vollkommene Liebe. Ja, wir können unsern Eifer nur entflammen für seine Ehre. Die Liebe verlangt jetzt nicht bloß, sich zu äußern, kundzugeben, sie verlangt nach Taten, die die Hingabe des Herzens beweisen.

Der Wunsch nach innigster Vereinigung mit Gott im Willen kommt nun leicht zustande, die Sehnsucht nach dem ewigen seligen Schauen und dem glücklichen Besitz Gottes nimmt zu. Die Gelegenheiten zu den verschiedensten Akten der Gottesliebe vermehren sich und werden eifrig wahrgenommen. Immer mehr und mehr läßt die Seele von sich und der Welt, nimmt zu im Zustand der heiligmachenden Gnade. Die Königin aller Tugenden, die Liebe, bringt ihr königliches Gefolge mit sich. „Wie eine brennende Fackel", so schreibt die Nachfolge Christi (III. 5), „bricht die Liebe nach oben durch und gelangt sicher hinauf." Sie ist, wie es ebendaselbst heißt, „der laute Ruf in den Ohren Gottes, dieser glühende Drang der Seele, die da sagt: „Mein Gott bist du; du bist ganz mein und ich bin ganz dein." Und was sich dann in der gottliebenden, von Gott geliebten Seele zuträgt, davon können nur die sprechen, die es erlebt haben.

P. W.

Die katholische Aktion.

In einer Predigt zum Jahrestag der Krönung Papst Pius XI. am 12. Februar 1928, führte Kardinal Faulhaber über die Katholische Aktion u. a. folgendes aus: „Es wäre nicht unmöglich, daß Papst Pius XI. in der Geschichte einmal der Papst der Katholischen Aktion heißt. Wir wollen uns klar werden, was man unter der Katholischen Aktion im Sinne des Heiligen Vaters versteht und welche wesentliche Charakterzüge ihr eigen sind.

Der erste wesentliche Charakterzug lautet: Sie ist Laienapostolat. Klar und bestimmt hat der Heilige Vater die Katholische Aktion als „Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat" bezeichnet. Die berufenen Träger des hierarchischen Apostolates sind Papst und Bischöfe als Nachfolger der Apostel. Nun aber ruft der elfte Pius auch die nichtgeweihten Männer und Frauen zur Teilnahme am Apostolat der Bischöfe. Noch vor wenigen Jahren konnte man hören: „Ihr dürft nicht von Laienapostolat sprechen, höchstens von einem Laiendiakonat." Und jetzt erklärt die höchste kirchliche Stelle, der nämliche Papst, der den Laizismus die große Zeitkrankheit nennt, die Mitarbeit in der Katholischen Aktion als ein „wirksames Apostolat". — Die Bischöfe und Priester sind mit unmittelbarer Seelsorge überlastet. Ihre Stimme hat Mühe, das Innere der Kirche auszufüllen. Draußen aber auf den Straßen und in den Häusern predigen die Feinde der Kirche und der katholischen Lebensauffassung auf tausend Kanzeln mit tausend Zungen und Zeitungen. Wenn die Feinde der Kirche wachen, dürfen ihre Freunde nicht schlafen. Wenn die Feinde der Kirche reden, dürfen ihre Freunde nicht schweigen. Wenn die Feinde zum Kampfe rüsten, dürfen die Freunde das Schwert des Geistes nicht verrosten lassen. Wenn so viele Mitmenschen in ein neues Heidentum versinken, religiös versanden und sittlich versumpfen, dann müssen alle, die den Christennamen tragen, nicht bloß die Priester, zu Bekennern und zu Aposteln werden. — Im Laienapostolat der katholischen Bewegung lebt ein altchristlicher Gedanke wieder auf: Petrus hat im ersten Brief der ganzen Gemeinde, nicht bloß den Priestern zugerufen: „Ihr seid eine königliche Priesterschaft." Von der ersten päpstlichen Enzyklika führt also eine gerade Gedankenlinie zu dem Weltrundschreiben Pius' XI. Paulus dankt im Römerbrief und im Philipperbrief denen, die mit ihm „im Evangelium" gearbeitet haben, und nennt nicht Priester, sondern Männer und Frauen des Laienstandes. In den Ansprachen an die Pilger des Heiligen Jahres hat der Heilige Vater an dieses allgemeine Priestertum und Apostelium der apostolischen Zeit erinnert. Die Firmung ist die Priesterweihe zum allgemeinen Priestertum, die Einweihung zum Apostelium. Durch die Taufe sind wir Kinder Gottes, durch die Firmung Apostel des Herrn geworden. Durch die Taufe werden wir als Bausteine in das Reich Gottes eingefügt, seit der Firmung sind wir als Architekten Gottes berufen, auch andere in das Reich Gottes einzubauen. Die Firmung hat eine soziale und priesterliche Note. Wir sollen also nicht bloß Fische im Netz der Apostel, wir sollen selber Fischer und Apostel sein.

Der zweite Wesenszug der katholischen Bewegung: Es ist organisierte Zusammenarbeit, Arbeit mit vereinten Kräften. Einzelne werden den Anfang machen, einzelne werden die treibende Seele der Bewegung sein, einzelne den Werkbund zusammenhalten, aber die Bewegung selber wird von der planvollen Arbeitsgemeinschaft katholischer Kräfte und Persönlichkeiten getragen. Am See Genezareth steht nicht ein Apostel, dort stehen sieben, und Sieben ist in der Sprache der Bibel die Zahl der Vielheit. Dort hat nicht ein einzelner gesprochen: Ich komme, alle sechs haben einstimmig geantwortet: Wir kommen. Und dann sind sie nicht einzeln an den Fischfang gegangen, der eine dahin, der andere dorthin mit der Angel, nein, sie waren im gleichen Boot vereinigt, am gleichen Netz beschäftigt, einander in die Hände arbeitend. Durch diese biblische Geschichte vom Fischfang ist jede apostolische Arbeitsgemeinschaft gemeint. Darum will der Heilige Vater: In jeder Diözese und jeder Pfarrei soll die Katholische Aktion als gemeinsame Arbeit organisiert werden.

Der dritte wesentliche Zug der Katholischer Bewegung ist ihr katholischer Charakter. Pius XI. hat feierlich erklärt: Die Katholische Aktion solle nicht bloß vorwiegend, sondern wesentlich religiöser Natur sein. Also keine Organisation mit politischen Zielen, um Gotteswillen kein Seitenstück zur französischen Aktion, keine Furcht, der Geistliche wolle politische Fangnetze auswerfen. Man muß den Männern danken, die voll Mut und Hingabe sich zur christlichen Staatsauffassung und Staatsordnung bekennen, die Katholische Bewegung aber muß ihrem religiösen, nichtpolitischen Charakter treu bleiben. Dabei kann das Christentum nicht darauf verzichten, Sauerteig des öffentlichen Lebens zu sein.

Der vierte wesentliche Zug der Katholischen Bewegung ist die katholische Tatkraft. Der Heilige Vater hat sich beklagt: Viele Katholiken denken nicht mehr katholisch über Autorität und Gehorsam, über Eigentum, über die Beziehungen von Staat zu Staat, über die Beziehungen von Staat und Kirche, über die Rechte des Papstes. Sie denken juristisch, sie denken rationalistisch, sie denken, wie ihre Zeitung denkt, aber nicht mehr katholisch. Wir müssen wieder katholisch denken lernen und vom Denken zur Tat, von der Tat zum Apostolat aufsteigen. Aktion heißt Tat. Die Apostel der Aktion dürfen nicht die Ruder einziehen und im Boote sich schlafen legen, nicht die Netze im Ufersande verfaulen lassen, sie müssen zur Tat kommen. Dabei kann auch ein rechtes Wort am rechten Ort so viel wie eine Tat sein. Die Arbeitsgebiete der Katholischen Bewegung sind weit wie die Welt. Wer einer Lüge entgegentritt und für die Wahrheit Zeugnis gibt, wer für Anstand im öffentlichen Leben sich einsetzt, wer an den Sorgen des Bischofs teilnimmt und die Hetze gegen den Bischof zurückweist, ist ein Apostel der Katholischen Bewegung voll katholischer Tatkraft.

Der fünfte Wesenszug der Katholischen Bewegung ist der katholische Optimismus. Der Heilige Vater hat in der Weihnachtsansprache erklärt: „Wir wollen Optimisten sein und bleiben." Auf manchen Lippen liegt die ängstliche Frage: Wird die Kirche auch in der neuen Zeit ihre Mission erfüllen und die christliche Kultur gegen den Ansturm des Heidentums retten? Es darf uns nicht bange sein, wenn wir Apostel genug haben.

Freilich werden die Apostel der Katholischen Bewegung nicht vom Himmel fallen. Wir müssen sie suchen und in besonderen Apostelschulen für ihre Arbeit vorbereiten. Entweder in besonderen Studienkursen, wie es zur Zeit in Italien geschieht, oder in achttägigen Apostelexerzitien. Die Apostel der Kirche werden um so mehr in der Welt wirken, je weniger sie selber Welt sind. Sie werden um so mehr Erfolg haben, je weniger sie im eigenen Namen arbeiten. So möge der Heilige Geist, der nach dem biblischen Wort über alle Welt, nicht bloß über die Priester, ausgegossen wurde, den Laienaposteln der Katholischen Bewegung eine Feuerzunge geben! Möge Er die katholischen Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen und das Netz nicht zerreißen lassen! Möge Er uns katholischen Charakter, katholische Tatkraft und katholischen Optimismus geben! Der Heilige Vater hat zur Katholischen Bewegung aufgerufen und wir sagen ihm: „Venimus, Wir kommen."

Für unsere Kleinen.

An meine Mutter.

Ich weiß, wie innig du mich liebst,
O Herz, voll namenloser Güte,
Und daß du mir das Beste gibst,
Der Mutterliebe reine Blüte.

O Mutter! Alles Glück und Heil,
Das meine Jugend hold verschönte,
Ward mir aus deiner Hand zuteil,
Die mir das Sein mit Wonne krönte.

Du gäbst den letzten Bissen Brot,
Um ihn mit deinem Kind zu teilen,
Du gingst für mich durch Nacht und Tod,
Mir einen herben Schmerz zu heilen.

Voll Ehrfurcht neig' ich mich vor dir,
Und küsse dankbar deine Hände,
O Mutter, schenke für und für
Mir deiner Liebe Segensspende.

O könnt in diesen Liedergruß
Ich allen Dank der Seele legen,
Mein Trost, mein guter Genius,
Du Himmelslicht auf meinen Wegen!

Josephine Moos.

Zungenbrecher.

Zungenbrecher nennt man solche Wörter und Sätze, die bei der Aussprache eine besondere Gelenkigkeit der Zunge, Lippen und Stimmbänder erfordern und deshalb sehr schwer fehlerfrei abzulesen sind. Probiert's einmal, meine jungen Freunde, und sagt recht schnell folgende Sätze her: Fange sie vier Fische, Fanny; wasche Wäsche, fesche Nanny! Zwischen zwei Zwetschkenzweigen zwitschern schwatzende Spatzen! Daß du nicht tobst, Probst, und das Obst lobst, Probst!

Bläser bliesen blasen,
Leserliesen lasen,
Katzentatzen kratzten,
Schotenschalen platzten!

Unter Ulmen ruhte unser alter Ulrich! Die Lader, die die Ladenläden luden, laden leider lauter Loden! Auch das folgende Verschen, in welchem zwei hohe feuerspeiende Berge Mexikos genannt werden, ist euch allen noch unbekannt:

Max, hol' mir eine Dattel
Vom Izlaccihuatl,
Dann zeige mir und Netti
Den Popocatepetl!

Dagegen ist euch vielleicht das Liedchen von den „Wiener Waschweibern, welche Wäsche wuschen" und folgender in früheren Zeiten oft genannter „Zungenbrecher" bekannt:

Wenn mancher Mann wüßte,
Wer mancher Mann wäre,
Manchmal mehr Ehre;
Tät mancher Mann manchem Mann
Weil mancher Mann nicht weiß,
Wer mancher Mann ist,
Drum mancher Mann manchen Mann
Manchmal vergißt!

Vorfrühling.

Komm in den Garten, es duftet nach Frühling,
Sind auch die Beete noch schmucklos und leer,
Hell schmettert die Amsel vom kahlen Geäste,
Weich wehen die Winde von Süden her.
Komm in den Garten, die knospenden Weiden
Schimmern wie Silber im sonnigen Hauch,
Ueber der Pforte den Lenz zu begrüßen,
Hißt seine Fähnlein der Haselnußstrauch.

Komm in den Garten, aus braunem Versteck
Streben die Veilchen empor an das Licht,
Und aus der Wiese zartsprossenden Halmen
Hebt das Maßliebchen sein Frühlingsgesicht.

Komm in den Garten, es duftet nach Frühling,
Reicher und lockender scheint dir die Welt. —
Ach, und die Sehnsucht hebt federnd die Schwingen,
Schwebt mit den Wolken im blauen Gezelt.

M.

Der Einzug des heiligen Elefanten.

Eine Szene orientalischer Märchenpracht. — Feiertag in Bankok. — Störrische Himmelsgesandte. — Der Siegesgong ertönt. — Wie das hl. Tier gesalbt wird.

Der im Mai 1926 im siamesischen Urwald von Laos geborene weiße Elefant, der vier Monate nach der Geburt zusammen mit seiner Mutter in feierlichem Zuge nach der siamesischen Stand Xieng Mai überführt worden war, hat seine vorläufige Residenz verlassen, um in Bankok seinen Einzug zu halten. Der als Handels- und Verkehrsminister fungierende Prinz aus dem siamesischen Königshause hatte sich nach Xieng Mai begeben, um als Vertreter des Königs den verschiedenen Zeremonien, die der Abreise der beiden Elefanten vorangingen, beizuwohnen. Leicht war es nicht, den heiligen Dickhäuter mit seiner erlauchten Mutter in die Sonderwagen des Zuges nach Bankok zu schaffen. Der kleine Elefant weigerte sich hartnäckig, die königliche Stallung, in der er sich so wohl befunden hatte, zu verlassen. Weder gütliches Zureden noch die verführerischsten Leckerbissen machten auf ihn den geringsten Eindruck, und so mußte man bei allem schuldigen Respekt schließlich zu gewaltsamen Maßnahmen greifen. Drei Elefanten mit achtungheischenden Stoßzähnen brachten ihn endlich zur Vernunft und drängten ihn mit sanfter Gewalt in den Wagen. Die komfortable Ausstattung dieses Waggons hätte übrigens die Ansprüche eines Halbgotts befriedigen können. Es fehlten hier weder Duschen noch Ventilatoren, noch elektrisches Licht, ja selbst ein Telephon war nicht vergessen. Nachdem der Reisende wider Willen gefesselt und das Abteil geschlossen war, setzte sich der Zug in Bewegung, der von zwei Lokomotiven gezogen wurde, von denen die mit dem Riesenschild des weißen Elefanten geschmückte Vorspannlokomotive unter dem üppigen Blumenschmuck völlig verschwand. Auf der Kreuzungsstation Lampana hatte man wieder seine liebe Not, die beiden Elefanten der Umladung geneigt zu machen. Man griff schließlich zu einer List. Mit Zweigwerk, Zuckerrohr und Blumen hatte man dem für sie bestimmten Waggon im Handumdrehen das verlockende Aussehen eines schattigen Wäldchens gegeben. Die beiden Elefanten ließen sich wirklich täuschen und stürzten sich mit erhobenen Rüsseln und freudigen Trompetenstößen in die ihnen gestellte Falle. Die Enttäuschung über die Ueberlistung wirkte denn so niederschmetternd, daß sie sich in ihr Schicksal ergaben.

In Begleitung mehrerer Bonzen, die sich unterwegs zu den Elefanten gesellt und mit Gesängen und Gebeten den Segen Buddhas auf sie herabgefleht hatten, trafen die Tiere am 15. November auf dem Bahnhof in Bankok ein, wo sie vom König, von den Prinzen des königlichen Hauses und den Hofstaaten empfangen wurden. Für die heiligen Tiere war eine besondere Rampe gebaut worden, auf die sie geführt wurden, um dort unter den Gesängen der Bonzen für die feierliche Prozession eingekleidet zu werden. Kopf und Hals wurden mit kostbaren Decken aus rotem, goldbesticktem Samt bekleidet, die in breiten, in Seidentroddeln auslaufenden Teilen zu beiden Seiten herabfielen. Den Rückenschmuck bildeten ebenfalls rote, goldbestickte Schabracken. Nachdem die Einkleidung erfolgt war, begab sich der König mit seinem Gefolge nach dem Palast. Zur Seite des königlichen Zeltes war ein besonderer Pavillon für die Mitglieder des diplomatischen Korps errichtet. Dann ordnete sich der Zug, der durch eine Abteilung Kavallerie eröffnet wurde. Es folgten die siamesischen Pfadfinder, die „wilden Tiger" genannt, zwei gewöhnliche Elefanten mit ihren prunkvoll bekleideten Führern, zehn Träger in Scharlachrot mit dem „Siegesgong", der nur bei besonders festlichen Gelegenheiten benutzt wird. Ihnen zur Seite schritten ehrwürdige Krieger und die zwölf Träger der königlichen siebendachigen Schirme. Dahinter gingen vor den Helden des Tages zwei heilige Elefanten, deren einer während der Regierungszeit des vorangegangenen Königs geboren war. Dann endlich der neue weiße Elefant mit seiner Mutter, denen auf goldener Schüssel, die dem Gesandten des Himmels bestimmten Dekorationen vorausgetragen wurden. Unter einem in Rot und Gold gehaltenen Baldachin, der von vier Männern getragen wurde, hatte ein schneeweißer Affe, der ebenfalls an der Ehrung teilnahm, Platz gefunden. Als der weiße Elefant mit der Mutter an dem für ihn bestimmten Pavillon angekommen war, machte der Zug Halt. Als dann der König mit den Hofstaaten unter dem Riesenschirm Platz genommen hatte, entrollte sich ein Schauspiel orientalischer Märchenpracht, wie es nur die Phantasie eines Dichters erträumen kann. Wie Schmetterlinge, die aus dem Schatten zum Licht emporgaukeln, brachen aus dem Dunkel indische Tänzerinnen hervor, umgeben von Blumen, von Vögeln, von Scharen junger Mädchen, die als Perserinnen, Inderinnen, Aegypterinnen, ja selbst als weibliche Mitglieder römischer Legionen kostümiert waren. Der Vorbeimarsch dauerte eine volle Stunde.

Am folgenden Tage begab sich der König wieder zu den Elefanten. Er entzündete die heiligen Kerzen und erwartete die vom Ritus festgesetzte Stunde, um die Zeremonie der Salbung vorzunehmen. Um 9 Uhr 26 Minuten und 24 Sekunden ließ der königliche Astronom den Siegesgong erklingen. Die Bonzen stimmten die rituellen Gesänge an, die Brahmanen bliesen in ihre Muscheln und schlugen die Trommeln. Dann stieg der König die Stufen zur Estrade hinan, salbte den Elefanten und legte ein Zuckerrohr zu seinen Füßen nieder, auf dem der Name und der Titel, die dem heiligen Tier verliehen worden waren, verzeichnet standen. Dann salbten auch die Prinzen den Elefantenn, und die Brahmanen gossen über seinen Rücken das reinigende Wasser. Nachdem man ihm ein Halsband aus massivem Gold umgelegt hatte, wurden die Ecken seiner Astrade mit Gold- und Silberblättern geschmückt. Man sieht, daß trotz allen Veränderungen, die die Berührung mit der westlichen Zivilisation in den Sitten der Siamesen zur Folge gehabt hat, und trotz dem Wunsch der fortschrittlichen Kreise, mit der Vergangenheit zu brechen, die Ueberlieferung noch mit festen Wurzeln im Herzen des Volkes haftet.

Die Uhr.

Von Hermann Wagner.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, hat einen unaussprechlichen Namen. In diesem Namen sind viele Konsonanten und nur wenige Vokale enthalten, und um ihn so auszusprechen, wie er ausgesprochen werden müßte, damit es richtig wäre, müßte sich ein Deutscher erst einer Zungenoperation unterziehen. Der Mann heißt, um es kurz zu machen, Zrcadlo und ist, wie man wohl schon erraten hat, ein Tscheche.

Ich lernte Herrn Zrcadlo vor etwa zwei Jahren kennen zu einer Zeit, da man sich einem Tschechen gegenüber eigentlich schämte, ein Deutscher zu sein. Erstens, weil die Tschechen doch so gewissermaßen die „Sieger" waren und wir die „Besiegten", und zweitens, weil man damals, ich weiß nicht wieviel Milliarden Mark brauchte, um nur eine einzige tschechische Krone dafür zu kaufen, die nicht einmal die goldene Krone des heiligen Wenzel, sondern nur eine schäbige Papier- oder Nickelkrone war. Ja, soviel war eine Tschechenkrone damals wert und ihre Träger kamen in dichten Scharen zu uns herüber und aßen sich nicht, sondern fraßen sich bei uns satt, während wir selbst oft hungern mußten.

Damals, wie gesagt, war es, daß ich mit Herrn Zrcadlo in ein Gespräch kam. Herr Zrcadlo fühlte sich außerordentlich und benahm sich durchaus als ein Mann, der vermöge seiner hochwertigen Kronen in der Lage war, halb Deutschland aufzukaufen. Aber um halb Deutschland war es Herrn Zrcadlo nicht zu tun, oh nein, er ließ als Sieger dem Besiegten gegenüber Milde walten, er war bescheiden und hatte nur ein Auge auf meine alte silberne Taschenuhr geworfen, die für gute tschechische Kronen eventuell zu kaufen er geneigt war, wenn ich nicht allzuviel für sie verlange.

„Was wollen Sie mir geben?"

„Fünf Kronen", sagte er.

„Das ist ein Schundpreis", erklärte ich, „aber für zehn Kronen will ich sie Ihnen überlassen, weil ich das Geld sehr nötig brauche."

Nach längerem Feilschen kaufte Herr Zrcadlo meine alte silberne Taschenuhr für zehn tschechische Kronen, die er nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit als gute Valuta auf den Tisch des Hauses niederlegte, wobei er es nicht unterließ, darauf hinzuweisen, welch eine schwindelnde Summe dies in Papiermark ausmache. „Armes Daitschland", sagte er dabei in einem ebenso schlechten wie heuchlerisch gerührtem Deutsch, „du gehste bestimmt zugrunde!"

„Und Ihr Staat?" fragte ich.

„Wir sind eine Land", erklärte er stolz, „das wast steigt. Steigte unsere Land wie unsere Krone immer höher!"

... Jüngst traf ich Herrn Zrcadlo wieder, und er hatte sich, wie mir schien, wesentlich verändert. Sein Aeußeres war nicht mehr so elegant wie damals, als man sich mit fremdem Geld in Deutschland für ein Nichts neu einkleiden konnte, er sah auch recht bekümmert aus und benahm sich durchaus nicht mehr als Sieger.

„Nun, Herr Zrcadlo", fragte ich, „wie geht's?"

„Gehte sehr schlecht", sagte er und seufzte.

„Wieso?"

„Gehte kein Geschäft. Gehte überhaupt nix. Sind sehr miese Zeiten."

„Auch in der Tschechoslowakei?"

„Ja, Herr. Ise nix los bei uns. Machen alle Leute nur pleite."

Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß Herr Zrcadlo, den ich noch vor zwei Jahren für einen Kapitalisten gehalten hatte, in einem nahen Grenzort mit Grünwaren handelte. Aber es ging nicht vorwärts mit seinem Geschäft, es ging im Gegenteil mit ihm nur rückwärts. Herr Zrcadlo hatte vor acht Tagen den Konkurs anmelden müssen.

„Herr Zrcadlo", fragte ich, „haben Sie die alte silberne Uhr noch, die ich Ihnen vor zwei Jahren für zehn Kronen verkauft habe?"

Ja, er hatte sie noch. Er trug sie sogar bei sich.

„Wollen Sie sie mir verkaufen?"

„Was wollen Sie geben?"

„Fünf Mark."

„Nein", protestierte er, „ise das zu wenig. Zehn Mark! Für zehn Mark kriegen Sie die Uhr!"

Ich gab ihm die zehn Mark. Aber ich gab sie ihm nicht, ohne ihm dabei vorzuhalten, wieviel das in tschechischen Kronen ausmache. Nämlich achtzig Kronen.

„Armes Daitschland", kopierte ich ihn dabei, „ise also doch nix zugrund gegangen!"

Herr Zrcadlo steckte vor allem einmal die zehn Mark ein. Dann aber lächelte er auf seine Art, wie nur ein Mann lächeln kann, dessen unaussprechlicher Name viele Konsonanten und nur wenige Vokale enthält. Er lächelte wie ein Mann, der Zrcadlo heißt und der aus der Gegend um Caslau her ist.

„Hab ich aber doch bessere Geschäfte gemacht", sagte er höhnisch. „Hab ich zehn Kronen für die Uhr gegeben und achtzig dafür gekriegt. War ich also nix der Dumme!"

Und damit ging er.

Ich sah ihm nach und dachte: Nein, der Dumme war er nicht. Der Dumme, der war ich. Dafür bin ich ein Deutscher. Er aber heißt Zrcadlo und stammt aus Caslau!

Der Weltmeister im Knoblauchessen.

In Amerika gibt es bekanntlich Weltmeister für alles. Für Stiefelputzen ebenso wie im Dauertanzen, im Boxen wie im Schlafen. Rochester im Staate Neuyork kann den Ruhm für sich beanspruchen, den Weltmeister im Knoblauchessen zu besitzen. Joseph Bellavia, wie diese italienisch-amerikanische Größe sich nennt, hat das Knoblauchessen in die Reihe der großen Sportarten erhoben. Sein Manager, ein Gastwirt, hatte alle Knoblauchesser der Vereinigten Staaten zu einem Wettbewerb aufgefordert und demjenigen, der Bellavia schlagen würde, tausend Dollar versprochen. Es meldeten sich aber nur zwei Bewerber, und diese gaben den Kampf nach der zweiten Schüssel auf, während der Italiener drei Schalen vertilgte. Sein Weltmeistertitel dürfte damit unbestritten sein.

Joseph von Eichendorff.

Zu seinem 100. Geburtstage am 10. März.

Von Friedrich Märker.

In einer Märznacht des Jahres 1788 wurde Joseph von Eichendorff auf einem einsamen Landschloß zu Lubowitz in Schlesien geboren.

Sein äußeres Leben war nicht reich; er führte das einwandfreie Dasein eines höheren Beamten. Sein Charakter war harmonisch; er war ergeben gegen seine Vorgesetzten, ohne würdelos zu sein und war pflichtbewußt in der Kanzlei und als Staatsbürger (er machte 1813–15 als Freiwilliger im Lützowschen Korps die Feldzüge gegen Frankreich mit); er liebte die Wahrheit, ohne sie zu hochmütigen Anrempelungen zu mißbrauchen und war von unwandelbarer Treue in der Freundschaft. In praktischen Angelegenheiten war er wenig geschickt, doch wurde seine Weltfremdheit nie zur Donquichoterie. Er war wohlwollend und menschenfreundlich, ohne sich jedoch viel aus dem Verkehr zu machen, neigte vielmehr zur Einsamkeit; als echter Romantiker liebte er die Menschen am meisten, wenn er ihnen ferne war.

Die Unterlagen zur Erforschung des seelischen Geländes aus dem seine Dichtungen erwuchsen, gab Eichendorff in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart".

Die Hauptgestalt des Romans, Friedrich, scheint anfangs die irdische Liebe zu suchen, in Wahrheit aber flieht er sie von je. Der Dichter fühlt sich zum Genuß hingezogen und verdrängt ihn immer wieder um der Sehnsucht, um des romantischen Gefühls willen. Ihm erscheint es, als baue die Wirklichkeit Hindernisse: er will die Nähe und den peinlichen Genuß garnicht. Er sehnt sich nach der „Gegenwart" und flieht sie, sobald sie sich ihm naht — weil dann die „Ahnung" ihn verläßt.

In der Novelle „Das Marmorbild" gestaltet Eichendorff den Gegensatz zwischen Ahnung und Gegenwart in den beiden Geliebten Florios: der Geliebten aus Fleisch und Blut, Bianka, und einem Phantasiegebild. Sein gesundes Empfinden zog Florio zuerst zu Bianka, doch ein Traum und seine Phantasie verwandeln in der Nacht „ihr Bild unmerklich und wundersam in ein viel schöneres, größeres und herrlicheres, wie er es noch nirgends gesehen". Kalt vorbei an der wirklichen Bianka jagt er dieser Phantasiegestalt nach und verliert sich immer tiefer in romantische Einsamkeit, bis er schluchzend erkennt, daß er bedroht, war, „verloren zu gehen in der Welt".

In seiner Lyrik drückt sich Eichendorffs Grundproblem dadurch aus, daß er nicht gern vom Mittag, dem klaren und satten, nüchternen und lauten, kräftigen und nützlichen spricht: der Mittag erscheint ihm feindlich: „Am Mittag vergeht ihm der Himmel im Staube schier"; dagegen liebt er die Stille des Morgens, er liebt die blühende und singende, die blinkende und dampfende, die erwachende und dämmernde, die gewitternde und die nächtlich verhüllende Erde, denn sie erinnert ihn an die schöpferische Kraft und an die Himmelsheimat, nach der er sich sehnt. Diese Sehnsucht läßt ihn wandern, „bis die Augen von dem Glanze selig blind" sind, sie gibt ihm sein Lieblingsmotiv: auf hohe Bäume oder Berge zu steigen und weit über die verdämmernden Ströme und Wälder hinweg zu sehen in den tiefblauen Himmelsdom.

Die himmlische Heimat ist das Ziel der Eichendorffschen Dichtung; aber er wandert zu diesem Ziel nicht wie ein asketischer Büßer, sondern eher wie ein Dichter. Trotz seiner religiösen Sehnsucht liebt er die Erde, sofern sie ihm nur nicht — seine Phantasie lähmend und seine Vorstellung vom Leben enttäuschend — allzu nahe kommt, sofern er aus der romantischen Höhe eines Baum- oder Berggipfels auf sie herabsehen kann. Er liebt die feiertägliche Erde.

Wie der romantische Dichter das Leben haben möchte, dieses Wunschbild gestaltete Eichendorff in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts". Der Taugenichts wird von seinem Vater in die Fremde gesandt, damit er endlich lerne, sein Brot selbst zu verdienen. Statt dessen wandert er, singend und geigend und träumend durch den Frühling. Ohne jede Anstrengung wird er Gärtner und Zolleinnehmer und bekommt, wie im Märchen, zuletzt eine Gräfin zur Frau. Daß seine Gräfin in Wirklichkeit eine Kammerzofe ist, ändert an seinem Glück nichts, im Gegenteil, so paßt sie besser zu ihm, und schließlich liebte er ja ihre Schönheit und nicht ihren Stand.

Das Bleibende in Eichendorffs Werk sind seine Gedichte. Sie sind so wohltönend und geschmeidig wie Kinderstimmen. Sie sind Wortmusik.

Eichendorff ist ein Musiker, der nicht mit Noten, sondern mit Worten komponierte.

Wie seine Naturgedichte meist religiöse Gedichte sind, so haben seine religiösen Gedichte oft die sinnliche Kraft von Liebesliedern; sie sind, wie er selbst es ausdrückte, „seine Tendenz, sie sind Blumen, die aus Liebe, Frühling, Erinnerung und Hoffnung, kurz aus allem, was ihm wert war auf Erden, dem Himmelslicht entgegensproßten.

Am vollkommensten vielleicht kommt Eichendorffs an die Natur gebundenes Weltgefühl in der „Mondnacht" zum Ausdruck:

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Ein moderner Ahasver.

Ueber den außerordentlichen seltsamen Lebens- und Schicksalsweg eines jetzt im Greisenalter stehenden Mannes, den ein tragisches Geschick zum „Ritter der Landstraße" werden ließ, wird der Frkf. Ztg. berichtet:

Der jetzt 87jährige zog im Jahre 1854, vierzehnjährig aus einer mitteldeutschen Kleinstadt in die Welt und kam auf seinen Wanderfahrten auch nach Hamburg, wo er schließlich auf einem Schiffe Stellung als Schiffsjunge erhielt. So bereiste er mehrere Jahre fremde Meere und Länder. Mit zwanzig Jahren wurde er Soldat und nahm an den Kriegen 1864 und 1866 teil. Nach vier weiteren Jahren Seefahrt kehrte er in seine Heimat zurück und wurde als Landwehrmann im Kriege gegen Frankreich 1870 eingezogen. Verwundet fiel er in französische Gefangenschaft und kam nach Algier in Afrika zur Fremdenlegion, in der er volle zwölf Jahre diente. Er kämpfte als Legionär im marokkanischen Kriege gegen die Spanier und wurde 1879 durch einen Kopfschuß hier schwer verwundet. Nach seiner Entlassung aus der Fremdenlegion war er mehrere Jahre in Indien als Förster tätig, bis er eines Tages, von Wanderlust getrieben, sich einem Zirkus anschloß, der ihn nach Südafrika führte. Der Krieg zwischen der Transvaalrepublik und England sah ihn auf der Seite der Buren. In der Schlacht bei Johannesburg fiel er in englische Gefangenschaft und wurde nach England gebracht. 1903 wurde er alsdann aus derselben nach Deutschland entlassen. Der inzwischen 63jährige wandte sich seiner engeren Heimat zu und traf auch seine Mutter, die vierzig Jahre lang nichts mehr von ihrem Sohne gehört und gesehen hatte, noch gesund an. Zwei Jahre später starb die alte Frau 106jährig. Jetzt zog es den Unruhevollen wieder mit aller Macht fort in die Fremde. Nicht weit führte vorerst sein Weg. In einer Erdhöhle bei Greifenhagen hatte er sich eine Wohnung geschaffen, in der er mehrere Jahre lebte und von hier aus Bettelfahrten machte. Bald wob sich um den seltsamen Einsiedler ein Legendenkranz, man nannte ihn „Fürst Greifenhagen", als der er sich auch bald selbst gern bezeichnete. Nach einer wegen Wilderns erhaltenen Strafe verließ der jetzt 84 Jahre alte die Heimat und marschierte zu Fuß nach Rußland. Aus seinen Papieren ging hervor, daß er in Moskau, Petersburg und in der Ukraine als Krankenpfleger tätig gewesen war. Als dann in Sibirien die Pest ausbrach, meldete er sich freiwillig als Pfleger nach dort. — Aber die Vorsehung hatte dem ruhelosen Wanderer noch ein hartes Schicksal zugedacht. Der Mann war 1919 aus Rußland über Litauen und Memel nach Deutschland zurückgekehrt und benutzte erstmalig nach dreißig Jahren wieder die Eisenbahn. Bei einem Zugzusammenstoß bei Königsberg verunglückte er schwer und mußte lange im Krankenhause liegen. Kaum genesen, wandte sich der Unruhegeist nach Bayern, und hier heiratete er, inzwischen 80 Jahre alt geworden, eine um 40 Jahre jüngere Frau. Vor zwei Jahren wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Dann geriet der Alte, hadernd mit sich und dem Schicksal, mit den bayrischen Behörden in Konflikt, die ihn für zwei Jahre des Landes verwiesen. So wandert er jetzt die Landstraßen entlang und wartet mit Ungeduld der Zeit, wo er wieder an den Ort seiner ersten und letzten Liebe zurückkehren kann. Er lehnt es ab, in ein Altersheim zu gehen. Außer einer Unfallrente, die er aus dem damaligen Eisenbahnunglück bezieht, hat er noch eine laufende Rente aus einem Fonds für französische Legionäre.

Methusaleme unserer Zeit.

Unter allen Völkern, die für statistische Kontrolle zugänglich sind, scheinen die Bulgaren die langlebigsten zu sein. Bulgarien wird als das Land der Methusaleme bezeichnet, denn das kleine Königreich zählt gegenwärtig nicht weniger als

3139 Greise und Greisinnen,

die das Alter von 100 Jahren überschritten haben. Die meisten dieser Hundertjährigen gehören dem Bauernstande an, was leicht begreiflich ist, denn, obwohl es in Bulgarien bis jetzt keine Großstädte im europäischen Sinne des Wortes gibt, so führt immerhin auch dort die Landbevölkerung ein in jeder Hinsicht gesünderes Leben als die Stadtbewohner.

Die bulgarischen Methusaleme schreiben ihr hohes Alter ihrer schlichten und normalen Lebensweise und ihrer Enthaltsamkeit im Essen und Trinken zu. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Brot, Gemüse und saurer Milch. (Bekanntlich hat schon der berühmte russische Gelehrte Metschnikow, Pasteurs Schüler, auf die Langlebigkeit der Bulgaren hingewiesen und diese durch die den Organismus entgiftenden Eigenschaften der sauren Milch erklärt).

Die hochbetagten Greise erfreuen sich einer beneidenswerten Gesundheit und sind im allgemeinen erstaunlich rüstig. Nur vierzehn unter den 3139 waren jemals

in ärztlicher Behandlung,

alle anderen sind überhaupt niemals richtig krank gewesen. Die meisten haben im Alter von 30 Jahren oder etwas darüber geheiratet und sind mit starken Familien gesegnet.

Uebrigens zeichnen sich auch die Bewohner der anderen Balkanländer durch Langlebigkeit aus. Der Methusalem Jugoslawiens, der Bosnier Malo Frantschitsch, ist im vorigen Winter als 126jähriger gestorben. Der stämmige, bis zuletzt kräftige Greis, den ganz Bosnien kannte, war ein leidenschaftlicher Raucher und lehnte es nie ab, ein Glas Wein zu trinken, was einen gewissen Gegenbeweis für die Behauptung darstellt, daß diese zwei „Laster" unbedingt das menschliche Leben kürzen.

Auch die Türkei hat vor einiger Zeit ihre Methusaleme Revue passieren lassen, wobei mehrere Fälle von seltener Langlebigkeit an den Tag gekommen sind. Ueber den 145jährigen Zaro Aga hat die „Münchener Zeitung" seinerzeit berichtet und später brachten verschiedene Zeitungen und Zeitschriften eine ausführliche Biographie mit Bildern. In Angora ist indessen ein Greis entdeckt worden, der noch älter ist. Er steht im Patriarchenalter von 160 Jahren und stammt wiederum aus Bulgarien.

Am anderen, westlichen Ende Europas darf Spanien als die Heimat der Methusaleme bezeichnet werden, obwohl es dort bedeutend weniger Hundertjährige gibt, als in Bulgarien, nämlich 355, darunter 258 Frauen. Von diese[r] immerhin nicht unbeträchtlichen Zahl fallen seltsamerweise 45 auf Madrid, das durch sein schlechtes Klima bekannt ist. In Spanien, unweit von Carthagena wurde auch vor kurzem der 102 Jahre alte Pose Pereza entdeckt, der als jüngster Sprößling einer zahlreichen Familie einen wohl einzig dastehenden Fall darstellt. Seine fünf älteren Brüder leben mit ihrer 127jährigen Mutter in Portugal. Pose Pereza, der gesund und rüstig ist und ein ungetrübtes Gedächtnis besitzt, wird in der Familie bis zum heutigen Tage „das Kind" genannt.

Die wahrhaft Großen.

Weißt du, woran man die Großen erkennt, die wahrhaft Tiefen, die Helden, die das Leben meistern? — In ihrem Verhalten zu den Geschehnissen des Alltags, in ihren Einstellungen zu der rauhen Wirklichkeit und in ihrem Verhältnis zu den Niederlagen und Hemmnissen in der Berufsarbeit. Aber man erkennt sie auch, wenn man sie betrachtet in ihrem Verhältnis zu dem Frohsinn und der Heiterkeit des Lebens, in ihrer Einstellung zu den Licht- und Sonnenstunden. Und am besten kann man herausfinden aus der Menge von Hunderten, ja von Tausenden, wenn man auf sie schaut in den Stunden seelischer Nöte und in qualvollen Nächten der Verkennung und der Menscheneinsamkeit. — Dann offenbart sich die große Seele in ihrem Urteil über andere in ihrem großmütigen Verzeihen und in ihrem gütevollen Lächeln. Dann ist sie die Heldenseele, die über die Kleinlichkeiten des Alltags hinausschaut, die visionenhaft in weite Fernen blickt und die doch wieder voll bewundernswerter Tiefe all das Gute in dem Bruder sieht und in der Schwester und in den gleichgesinnten Weggenossen.

Ja, im Urteil über andere und in der Beurteilung und Wertmessung der Lebensgeschehnisse, der Alltagshemmnisse und der Feiertagsfreuden, darin erkennt man die Heldenseele.

G. Maaßen.

Ach schwer ist dem Reklamemann,
stets immer die Idee zu finden;
so kommt es, daß er dann und wann
sich Tag und Nacht muß schinden!
Er denkt am Morgen, Mittag, Abend:
„Formatta, frisch gekühlt und labend"—
Er denkt und grübelt atemlos
und wird die Geister nimmer los —
Und hat er endlich die Idee
so bleibt ihm zwar das Renommee;
Doch wünscht er schließlich - endlich:
„Zeig sich das Publikum erkenntlich,
und denke einmal nur im Tag.
Wie gut „Formatta" schmecken mag!"

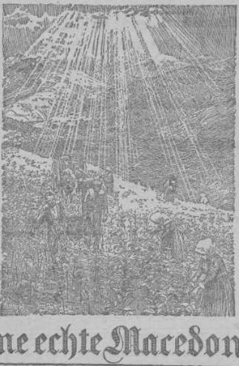
SONNE AUF
Macedonien

Nr. 4

Wohl nirgends findet die Tabak-Pflanze so günstige Vorbedingungen wie in Macedonien: Eine schmale Humusdecke, in der sich die Pflanze mit Würze sättigt, aber nicht zu üppig wuchert, reifende Sonnenstrahlen, unter denen die ätherischen Öle des Tabaks sich reinigen und veredeln.

Welche Stellung Macedonien unter den Anbaugebieten orientalischer Tabake einnimmt, und wo dieses gesegnete Tabakland zu finden ist, haben wir bereits gesagt. Heute möchten wir noch darüber sprechen, welche Geschmackseigenschaften der Macedonen-Tabak hat, also die Ernten aus dem östlichen Teile des Landes und aus dem Westen Thraciens.

Aus der Tabakstaude, die sich sonst kräftig entwickelt und starke lange Blätter trägt, ist in Macedonien ein zierliches und rassiges Gewächs entstanden. Die Blätter sind bedeutend zarter und kleiner, und es scheint, dass in ihnen derselbe Gehalt an Aroma zusammengedrängt wird, der sich sonst auf grosser Blattfläche ausbreitet. Deshalb ist der Geschmack des



Macedonen-Tabaks so würzig wie frisch gebackenes Brot, aber infolge des mageren Bodens auch so leicht wie Moselwein. Das Aroma entwickelt sich erst während des Rauchens und erreicht seinen Höhepunkt mit dem letzten Zuge. Es ist also gerade umgekehrt wie bei einer unedlen Zigarette, die möglicherweise beim ersten Zuge besticht, die man aber nicht zu Ende rauchen mag. Und das Allerwichtigste: Eine echte Macedonen-Zigarette ist stets bekömmlich und hinterlässt keinerlei Nachgeschmack auf der Zunge. Das ist überhaupt das beste Zeichen für einen edlen Tabak.

Die kostbaren Ernten der Anbaugebiete in Ost-Macedonien und West-Thracien waren bislang nur den Zigaretten hoher Preislagen vorbehalten. Seitdem sich HAUS NEUERBURG aber nicht mehr auf die Herstellung von teueren Zigaretten beschränkt, sondern auch eine gute 20 cts Zigarette fabriziert, kann sich jeder Raucher den Genuss eines derartig edlen Tabaks verschaffen, denn

Overstolz – eine echte Macedonen-Zigarette